

Die Neue Welt

Nr. 45

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Celestine.

Novelle von Jan Ner. Autorisierte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Frenta Hájek.

(Fortsetzung.)

Es war bereits Abend. Obwohl an dem Tage keine Auszahlung war, und auf dem Bahnhofs- hofe keine größere Arbeit, wimmelte es doch überall von Arbeitern. Sie kamen in Gruppen zu der Bauhütte, verhandelten still und mit gedämpfter Stimme, aber ihre Geberden waren erregt und leidenschaftlich.

Als der Ingenieur aus der Bauhütte heraustrat, schlossen sich die Gruppen in zwei lange Reihen, welche der Entlassene zu passieren hatte. Wie auf Kommando griffen die Hände der Arbeiter nach ihren Häuptern, welche sie entblöhten.

Dem Ingenieur wurde es trübe in den Augen. Auch er nahm den Hut vom Kopfe und grüßte dankend nach allen Seiten.

Hinter ihm wurde es in der Menge lebendig, die für einen Augenblick verstimmte Erregung wuchs wieder und durch den Haufen zog ein Brausen, als wenn der Sturm in einen Wald eindringt. Aus dem Sturm konnte man einzelne Worte verstehen: „Wir lassen ihn nicht fort“ . . . „Der Ingenieur geht für uns, gut, gehen wir für ihn“ . . . „Schleppt sie doch heraus aus ihrer Barracke“ . . .

„Galat, ich will sprechen!“ sagte mit bewegter Stimme der Ingenieur zu dem Ältesten, der sich bis in seine Nähe durchgedrängt hatte.

Galat wankte Tumbler und mit dessen Hilfe hob er den Ingenieur auf seine Schultern. Paul schwenkte den Hut, und der Lärm verstummte.

Männer! Ihr habt mir bewiesen, wie Arbeit die Arbeit ehrt. Ich danke Euch dafür. Ich kann Euch meinen Dank nur in Worten abtatten, aber in ihnen ist mein Blut. Macht mir das Scheiden nicht schwer. Trübt nicht diese Abschiedsstunde durch vergebliche und verfehlte Versuche, Euer freundschaftliche Gesinnung mir gegenüber im Haß gegen die Anderen zu ertränken. Ihr wühlt mit Euren Spaten die Erde auf und lockert die harte Scholle, damit sie Euch, Euren Kindern und Nächsten Früchte giebt, aber nicht zerstören sollt Ihr, was nicht Euer ist . . . die Zerstörung würde nur zurückfallen auf Euch . . . auf Euch selbst . . .

Seine anfangs kraftvolle Stimme versagte.

In der Menge wurde es eine Weile still, dann aber brannte es mächtig durch die Luft: „Hoch der Ingenieur! Herr Paul lebe hoch!“

Der riesenstarke Galat hob noch einmal den Ingenieur hoch über sich und die Köpfe der Arbeiter, die durch erneuerte Jurne ihn grüßten. Dann ließ er ihn behutsam niedergleiten, umarmte ihn mit seinen mächtigen Armen, und sich die Augen wischend, verschwand er in der Menge.

Der Figurant Christof trug inzwischen seines Herrn Sachen in ein Gasthaus des Städtchens und erwartete ihn in seiner neuen Wohnung.

„Herr, ich will nicht von Ihnen weg,“ brummte er, „ich bleibe bei Ihnen . . . ja . . . daß ich es nicht vergesse. Das Fräulein . . . ich meine das Fräulein von . . . der . . . Herrschaft, erwartet den Herrn Ingenieur in der Allee auf dem Wege nach . . .“

Der Ingenieur stürmte schon nach der Allee. Das im Westen erlöschende Tageslicht blendete ihn mehr, als daß es ihm leuchtete. Er sah Niemand.

Pötzlich trat ihm aus dem Dunkel der Bäume eine schlankte Gestalt in den Weg. Sie war in ein leichtes Tuch gehüllt, wie in einen Schleier.

„Celestine!“ rief freudig der Ingenieur.

„Dafar — Du vergißt mich! Die häßliche Nachricht von Deiner Entlassung hast Du mich allein tragen lassen. Hier endlose Tage schon bebe ich vor Angst um Dich, ich Thörichte, warum? Um Dich brauche ich mich nicht zu ängstigen, aber ich kann es nicht ertragen, daß Du gehst . . . ohne noch einen Gruß . . .“

„Nicht in dem allerwüßtesten Traume wäre mir etwas Derartiges in den Sinn gekommen. Ich bleibe bei Dir, oder wenigstens in Deiner Nähe, in Prag vielleicht.“

„Was beabsichtigst Du nun?“

„Ich werde handeln nach den Prinzipien, die Du mich lehrtest. Der Ertrag meiner Arbeit soll auch mir selbst zu Gute kommen. Bei meinen geringen persönlichen Bedürfnissen habe ich mir im Laufe der Jahre etwas ersparen können, und damit will ich nun selbst irgend etwas Kleineres unternehmen. Nie werde ich meine Mitarbeiter bedrücken, und redlich will ich mit ihnen den Ertrag unserer Arbeit theilen, Jedem nach seinem Verdienste. . .“

„Nun . . . für die erste Zeit wirst Du wohl vor Allem an Dich selbst denken müssen.“

„Aha! Dein Herz verleitet Dich schon, wider Deine ehrliche Ueberzeugung zu handeln,“ lachte Paul, indem er das Mädchen an sich zog und ihr lieblosend über die Stirne strich. „Nein, ich will nicht vor Allem an mich denken, Du mein süßer Liebling . . . was hätte es auch für einen Sinn, und welche Freude und Lust würde es mir gewähren, da ich doch weder für Weib und Kind zu sorgen habe?“

„Dafar, spiele nicht den Thörichten!“

„Ich spiele ihn nicht. Ich bin so. Für mich allein brauche ich nichts, für Dich Alles. Ich allein habe kein Ziel und bin mir auch nicht Selbstzweck. Es liegt in Deiner Macht, meinem Streben ein Ziel zu stecken, ein recht liebes . . . Celestine, ich vermag es nicht, an Deine Hartnäckigkeit zu glauben. Könnte ich es, ich würde Dich nicht in so unge- trübter Bonne an meinem Herzen bergen, wie ich sie jetzt empfinde.“

Celestine löste mit einem leisen Seufzer des Ingenieurs Hände von ihrem Nacken.

„Du befürchtest immer noch eine Gefahr? So nimm mich doch an als Deinen Genossen und Helfers- helfer, und vereint wollen wir ihr in's Auge schauen und sie gemeinschaftlich — auslachen. Wenn sie Deine Zärtlichkeit nicht zu entwaffnen vermag, dann biete ich ihr meine Brust dar. . .“

„Nein, Du frevelst, Dafar. Während Du freundlich scherzest, ahnst Du nicht, wie entseßlich mir Dein Scherz ist.“

„Celestine, sprich nicht wie ein Kind. Was be- droht Dich? Deine Vergangenheit?“

„Ja. Du weißt schon genug. Begehre nicht noch mehr zu wissen.“

„Ich begehre es nicht. Ich brauche es nicht. Ich bürgte für Dich, und möge auch, was es auch sei, an Dich herantreten. Du bist mein, mein ist auch Deine Seligkeit, wie Dein Unglück. Mache es nicht noch schwerer und erlaube, daß ich es mit Dir trage als Dein Gatte!“

Celestine widerstand immer noch.

Aber die Liebe ist selbstsüchtig. Nicht für uns und nicht für die Anderen, die uns lieben, sondern für sich selbst. Sie verlangt ihr Recht, wie ein verwöhntes Kind nach den Früchten greift, unbekümmert darum, ob sie gesund oder giftig sind.

„Nun denn, ich bin Dein! . . .“ rief endlich Celestine schluchzend aus, und küßte ihn leidenschaftlich auf Mund und Wangen.

Eine Viertelstunde später ließ sich der Ingenieur bei Frau Chladel anmelden.

„Ich bin so glücklich, gnädige Frau, Ihnen meine Braut vorzustellen“, sprach er, die bleiche Erzieherin in den Salon führend.

„Aber, aber! . . . Da schaut 'mal her! Nun, ich gratulire, gratulire aus vollem Herzen. Fräulein Braut, lassen Sie sich umarmen. . . Sie werden ein Männchen haben, wie aus dem schönsten Roman herausgeschnitten! . . . Herr Ingenieur, ich drücke hocherfreut die Hand; Ihre Braut ist werth, einen Engel zum Gatten zu bekommen . . .“

In diesem Tone sprach die edle Frau noch lange.

„Sage ich es nicht immer?“ polterte am anderen Tage der Unternehmer, als ihm seine Gattin voll Galle und Schadenfreude gleich nach seiner Ankunft brühwarm die große Neuigkeit berichtet hatte. „Der Bettler begegnet auf der Landstraße der Bettlerin, und schon reimen sie auf die Pfarre um das Auf- gebot; was das kostet, das betteln sie sich schon zu- sammen, aber dann?! Dann heulen sie und jammern, als wären sie in solch' eine Ehe gezwungen worden. Dann heißt es: ernährt sie, füttert ihre Kinder, ah . . . Ja, was ich sagen wollte, Lotty, ich habe für Sophie

fünzig Tausend Gulden Goldrente vinkuliren lassen. Ich will von nun an regelmäßig einen Theil meines Gewinnes für die Kinder deponiren, so bleibt das Stammvermögen intakt, und für die Kinder sammelt es sich allmählig an. . . Irene hat ihre hundert Tausend schon beisammen. . .

Nach vierzehn Tagen trat in der Pfarrkirche während des Vormittags-Gottesdienstes ein Ereigniß ein, das namentlich die Gläubigen weiblichen Geschlechtes ganz besonders zu interessieren pflegt. Von der Kanzel herab wurde nämlich verkündet:

„Es beabsichtigen in den heiligen Stand der Ehe zu treten:

Herr Otakar Zaul, ledigen Standes, katholisch, Ingenieur, ehelicher Sohn des seligen Anton Zaul, Töpfermeister und seiner Ehefrau Katharina, geb. Nowak, geboren am 27. Oktober 1847 in Chynow, Bezirk Tabor,

mit der

Jungfrau Celestine Tieg, ledigen Standes, katholisch, Gouvernante, geboren am 16. Mai 1857 in Niessendorf a. d. Schwarzen Halster in der Laußitz, ehelicher Tochter des seligen Wilhelm Tieg, Bergmann, und seiner Ehefrau geb. Garbens. . .“

Celestine regten die unerlässlichen amtlichen Formalitäten, welche der Trauung vorangingen, furchtbar auf. Sie suchte es zwar zu verbergen, aber Zaul merkte es doch; er schonte sie, so viel er konnte, indem er sie nur dann in Anspruch nahm, wenn es unbedingt nothwendig war.

Der Ingenieur wünschte die Hochzeit in Prag zu feiern; als aber die Deputation der Bahnarbeiter mit Galat an der Spitze erschien, blieb er in Stalis und willigte auch ein, daß die Hochzeit an einem Sonntage stattfände. Das lebenswürdige Anerbieten der Frau Chladef, die unter allen Umständen und mit aller Gewalt die Festschicklichkeit in ihrem Hause haben wollte, lehnte Zaul sehr höflich, aber ganz entschieden ab.

Und laut genug ging es her bei dieser Hochzeit. Die Tische bogen sich fast unter der Fülle der aufgetragenen Speisen, und alles das hatten die Arbeiter selbst zusammen gebracht. Vor der Kirche wurde ein Triumphbogen aufgestellt und mit herzlich naiven und sogar unorthographischen, aber gut gemeinten Inschriften versehen. Und als die Hochzeitsgäste zur Kirche schritten, bildeten die Bahnarbeiter — die Vordersten, ausgesuchte Leute im Sonntagsgewande — zwei lange, dichte Reihen. Galat's Partie verschob den Tag über alles Pulver, das in Stalis und meilenweit im Umkreise aufzutreiben war, und Herr Chladef hatte sogar den Magazineur stark im Verdacht, daß er aus den ihm anvertrauten Vorräthen beigeleitet hätte, und lebte den ganzen Tag in ständiger Furcht, daß da, hinter dem Städtchen, wo die Wälder aufgestellt waren, irgend ein Unheil passiren würde. — — —

In einer stillen, abgelegenen Gasse in Prag, in zwei von Celestynens geschäftigen Händen wie Oesterreicher ausgeschmückten Stillbüschen, mit vier Fenstern in den Garten, schaute Otakar Zaul mit seinem trauten Weibchen dem dahin wirbelnden Laub und den ersten fallenden Schneeflocken zu. Der Herbst und der Winter vergingen den Neuvermählten im gegenseitigen Wettstreit einer zärtlichen, unerfätklichen Liebe, wie ein köstlicher Maienmorgen.

Der Ingenieur erwarb sich eine Konzession und übernahm in einer Vorstadt die Regulirung einiger Gassen, das Ueberwölben eines Grabens, Verlängerung der Straße und den Bau einer kleinen Brücke, Alles in Allem Arbeiten von nicht bedeutendem Umfange. Die Vorstadtgemeinde war noch jung, schnell wachsend und emporstrebend, hatte nur geringe Einnahmen und um so größere Ausgaben. Diese Umstände hatten natürlich auf den Preis der Arbeiten eingewirkt und ihn stark herabgedrückt.

Eingedenk der schlechten Lage des Kleingewerbes, suchte der Ingenieur nur die ärmeren Bauhandwerker als seine Hilfskräfte heranzuziehen, meistens solche, die im Winter, wenn alle Bauhätigkeit brach liegt, am Hungertuche nagen müssen. Einem Jeden von ihnen schaute die stumme Bitte um ein paar Kreuzer aus den Augen. . .

Der Maurer bekam einen Vorschuß, und Vor-

schüsse wurden auch dem Steinmetz und dem Plasterer nicht verweigert. Dem Töpfer wurden die zur Drainage nothwendigen Röhren im Voraus bezahlt und der Beihilfe Derjenigen, die Sand, Schotter und Anderes zu fahren hatten, hatte sich der Ingenieur durch Anzahlungen versichert.

In den Unterhandlungen mit den Lieferanten von Materialien zeigte er sich jedoch über alle Maßen knidrig. Der Besitzer der Ziegelei und des Steinbruchs warf ihm eine unsinnige Werthunterschätzung vor, und der Holzhändler verschwor sich hoch und theuer, daß er nur bei einer so kleinen Lieferung den Schaden ertragen könne, daß ihn aber bei diesen Preisen ein großes Geschäft unfehlbar an den Bettelstab bringen müßte. Und ähnlich klagten auch die anderen Geschäftsleute, die gewohnt waren, ihren Nutzen nicht unter zwanzig Prozent zu berechnen.

Die Arbeiter mußten freilich fleißig sein. Der Ingenieur duldet nicht, daß sie die Arbeitszeit mit dem Stopfen und Ausklopfen ihrer Pfeifen ausfüllten. Dafür bezahlte er anständige Löhne, und Manchem von ihnen ward der Vorschuß geschenkt. Und wenn Einer mit der Klage kam, daß sein Weib krank liege, wurde er unterstützt, und klagte ein Anderer, daß er seine Kinder nicht genügend versorgen könne, ging auch er nicht leer aus.

Diese gute Seite des Ingenieurs nützten sie allmählig Alle aus. Sie spekulirten darauf und schleppten schließlich systematisch von ihm Alles weg, Geld, Kleider und was die Küche bot.

Und Zaul gab immer. Celestine war es, die in der Regel zu einem verständigen Maßhalten rieth. Nach ihrer Verheirathung erwachte in ihr, wie in den meisten Frauen, die zukünftige Mutter, die sich für verantwortlich hielt, mit dem ihr anvertrauten Pfund im Interesse der erhofften Kinder hauszuhalten.

Und im Sommer hatte sie ihrem Gatten unter tausend Küissen die ihn beglückende Nachricht anvertraut, daß ihre Hoffnungen und Sorge nicht ohne Grund sei.

Der Ingenieur war wie Wachs in ihren Händen; er willfahrte ihr in Allem. Er gab auch dem Mathe seines sparsamen Weibes nach und verschloß fester Ohr und Taschen. Als jedoch nach einiger Zeit Jemand kam und ihm recht herzbrechend etwas vorweinte, oder wenn bei der Auszahlung anstatt des Mannes eine schwache Frau mit ein paar kränklichen Kindern erschien, war es aus mit allen Vorsägen und aller hartherzigen Sparsamkeit. Der „Herr“ fühlte sich beschämt und gab doppelt und entschuldigte sich bei seinem Weibchen: „Sie benöthigen es dringender als wir, und wir — können uns ja einschränken. . .“

Als im Herbst die Arbeiten vollendet waren, und Zaul seine Schlussrechnung machte, stellte sich heraus, daß er zwei Drittel seiner Ersparnisse verloren hatte.

„Mit diesem kleinen Rest werde ich nichts mehr unternehmen können, und möglicherweise werden wir ihn früher aufzehren, bevor sich etwas für mich Passendes gefunden hat,“ beichtete er mit schwerem Herzen Celestine, als sie den Stand der Dinge zu erfahren wünschte.

Sie fuhr ihm kosend mit den Fingern durch die Locken, und den Arm um seinen Nacken legend, tröstete sie:

„Kannst Du nicht Dein Vermögen in die Wagschale legen, so thue es mit Deinem Können und Wissen, und die Früchte Deiner Thätigkeit werden Dir wieder zufallen. Fangen wir von Neuem an und seien wir nach den gemachten Erfahrungen etwas klüger und gewitzter.“

„So sei es! . . . Ich will wieder dienen,“ entschied sich der Ingenieur, und begann zu suchen, bis es ihm endlich gelang, eine Stelle zu finden. Freilich nicht in Prag, sondern in weiter Ferne, in einer Gegend des nordwestlichen Mährens.

Celestine war hocherfreut. Als sie sich jedoch vergegenwärtigte, daß ihr Bestimmungsort sich nahe an der schlesischen Grenze befände, erblickte sie. Der Athem ging ihr aus, und die Augen nahmen wieder denselben Ausdruck an, der dem Ingenieur den Schluß ihrer Erzählung auf Alt-Duba sehr lebhaft und beängstigend in Erinnerung brachte.

Bald hatte sie sich jedoch wieder erholt, und es gelang ihr, mit Färtlichkeiten und kleinen Schmeicheleien die aufsteigende Sorge des Gatten zu zerstreuen.

Das Zusammenreffen verschiedener Umstände brachte es mit sich, daß sie sich genöthigt sahen, am Weihnachtsabend von Prag abzureisen. Ihre Möbel und das gesammte Gepäck hatten sie vorangeschickt. Nachdem sie von den wenigen Bekannten, denen sie bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise einige Aufmerksamkeit gewidmet hatten, fremdlichen Abschied genommen, und zum letzten Male in Prag ein stilles, bescheidenes Weihnachtsabendmahl verzehrt hatten, verließen sie mit dem Nachtzuge der Staatsbahn die Stadt.

VII.

Es herrschte eine grimme Kälte. Die Fenster des Coupés bedeckte eine dicke Eiskruste, die mit warmem Wasser gefüllten Kasten auf dem Fußboden kühlten bald mehr, als daß sie wärmten. Das in der Bagendecke angebrachte Gaslicht glommt müde, als könnte auch es sich des Frostes nicht erwehren.

Ingenieur Zaul widelte sein Weibchen und sich selbst in einen weiten Reisepelz, in dem versteckt sie sich zärtlich aneinander schmiegen. Sie schliefen nicht, und sich gegenseitig nedend, scherzend und lachend, fühlten sie sich wohl in ihrem warmen Nestchen.

Auf dem Bahnhofe, welcher den Kreuzpunkt der Staatsbahn und der Nordwestbahn bildete, in Wildenschwert, stiegen sie aus. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter den Füßen der eilenden Reisenden und der Bahnangestellten, die an der Wagenreihe entlang geschäftig hin und her eilten.

Das Zuschlagen der Thüren, der schrille Klang der Signalglocken, das Klucken und Pischen der Lokomotive, so wie das Durcheinander schreiender und rufender Menschenstimmen belebte für eine Weile den in nächtliche Finsterniß gehüllten Bahnhof. Wer durch sein Amt nicht draußen gehalten wurde, stürmte nach dem durch einige matt erhellte Fenster erkennbaren Bahnhofsgebäude.

„Zwölf Uhr und einundzwanzig Minuten; Ankunft richtig,“ meldete der Beamte du jour dem Oberkondukteur. „Aber in fünf Minuten können Sie nicht abfahren, Sie werden zehn Minuten warten müssen. Der Zug der Nordwestbahn hat wegen Schneeverwehungen Verspätung und wurde soeben erst signalisirt.“

„Und sollte acht Minuten vor uns da sein,“ brummte der Oberkondukteur, sich nach dem Wartesaal begebend.

Das gemeinschaftliche Bahnhofsgebäude in Wildenschwert ist zwischen den beiden Bahnen durch eine Längsgasse getheilt. Auf der südlichen Seite befinden sich die Bureauz und die Ausgänge aus den Wartesälen für die Staatsbahn. Auf der nördlichen Seite liegen die Zugänge zu den Geleisen der Nordwestbahn.

In den Wartesaal dritter Klasse, dessen Eingänge von beiden Seiten direkt nach den Perrons führen, drängten sich einige Reisende. Zaul mit seiner Gattin, ein Soldat, der für die Feiertage Urlaub bekommen hatte, eine Krämerfrau, die mit einem Haufen von Schachteln von irgend einem Markte zurückkehrte, und ein Bauersmann, der in seinem Schafspelz ein Parfüm von nicht gerade feiner Beschaffenheit mit sich herum trug. Schließlich der Oberkondukteur und ein Bremser des Zuges.

In dem durch einige Petroleum-Hängelampen nur mangelhaft erhellten Wartesaal ging ein verschlafener Kellner herum. Auf der Bank an einem langen Tische schnarchte Etwas in einem Bahnpelze. Daneben stand eine brennende Laterne.

„Thee mit Rum!“ herrschte der Oberkondukteur den Kellner an. „Aber beeilen Sie sich!“

„Mir auch! . . . Mir auch! . . .“ riefen der Bremser und der Bauer. Der Soldat zählte, von einem Fuße auf den anderen tretend, inzwischen seine aus allen Taschen zusammengesuchten Kreuzer nach, während die Judenfrau sich noch mit ihren rebellischen Schachteln beschäftigte.

„Was ist das für ein Höllelärm hier?“ ärgerte sich der Oberkondukteur. „Sie, Bremser, kigeln Sie dort drüben den nordwestbahnlichen Nachtwächter ein“

wenig, damit er zu sich kommt. Er kann mit seiner Musik fortfahren, wenn er wieder allein ist. Greifen Sie nur ein bischen herzhafter zu . . . noch mehr . . . eh, gehen Sie weg, und passen Sie auf, wie schnell der zu Verstand kommt."

Mit einem derben Griff schüttelte er an dem Pelz, in welchem das Schnarchen sofort verstummte und sich in ein heiseres Schnaufen verwandelte. Aus dem hohen Pelzfragen tauchte ein zottiger Kopf hervor, aus welchem ein Paar verschlafene Augen umherblickten.

"So . . . sehen Sie, Mensch, jetzt sind Sie wenigstens wieder einem Ebenbild Gottes ähnlich, aber aus dem Pelz haben Sie geradezu Schrecken verbreitet."

"Haha . . . hahaha!" lachte der Soldat, und auch um den breiten Mund des Bauern ging ein Lächeln.

"Wie lange muß man warten, bis der Zug gegen Kischberg fährt?" frug mit dünner Stimme die Judenfrau, die endlich in ihre Schachteln einige Ordnung gebracht hatte, den Bremser.

"Zweimundeinhalb Stunde," erwiderte etwas hochfahrend der Bremser. "He . . . Kellner! Euer unechter russischer Thee schmeckt wie echtes Hen. Bei Euch wird wohl von dem Zeug gleich Vorrath für vier Wochen gebrant und dann portionsweise jedesmal aufgewärmt?"

"Zweimundeinhalb Stunde," lamentirte die Handelsfrau. "Und so was nennt man Eisenbahn fahren? Aber es geschieht mir ganz recht, warum bin ich so dumm. Ich konnte ja einen anderen Weg fahren."

"Und wohin denn, mein Ländchen," frug mit seinem schönsten Lächeln der herumhüpfende Soldat.

"Nach Kralk. . . Aber das wird noch eine Weile dauern, bis ich dort bin," ärgerte sich das kleine, schwächliche Frauenzimmer weiter.

"Na . . . machen Sie sich nichts daraus, Sie werden schon berechnet haben, wie Sie billiger fahren, fuhr in seinem galanten Angriff der Soldat fort. "Da fahren wir ja zusammen, und wollen uns recht schön unterhalten . . . hihisi . . . ärgern Sie sich nur nicht. Wollen Sie nicht etwas Gutes für mich bezahlen? Nein? Auch gut. Dafür werde ich Sie bis Gablenz austrücheln. . . Und wohin fahren Sie, Onkelchen?"

"Ich?" antwortete kurz angebunden der Bauer. "Ich? . . . Weit, bis über die Grenze, in's Preussische. Verstanden?"

"Was soll ich die ganze Zeit über anfangen!" jammerte die Frau weiter, indem sie um ihre Schachtelpyramide herumging.

Sie können uns derweil Karten schlagen, alte Here! Ihre Schachteln werden inzwischen auch nicht mit einem Extrazug davon fahren," witzelte der abgebligte Vaterlandsverteidiger, dabei in seine faltgefrorenen Hände hauchend.

"Sparen Sie sich Ihre Wige, Sie Grünshnabel," keifte die Krämerfrau. "Uebrigens . . . was brauche ich das anzuhören, wozu haben wir hier den Damensalon?!" Die Inschrift über der betreffenden Thür lesend, schritt sie dahin, prallte jedoch vor der eisigen Kälte zurück, die ihr aus dem hübschen, jedoch ungeheizten, und nur durch eine müde Flamme erhellten Raume entgegen strömte.

"Aha . . . da kommen Sie schön an," lachte der Oberkondukteur. "Dort ist das Hegefeuer für die alten Jungfern, da flüchten sie sich manchmal vor unseren Scherzen hin. O, hier verstehen die Herrschaften zu sparen, das merkt man am Heizen. Machen Sie lieber die Thüre schnell wieder zu, damit nicht noch mehr Kälte herein kommt."

"Der Herr dort drüben wurde auch schon angeführt," bemerkte der Soldat, mit dem Kopfe gegen den Ofen zeigend. "Wollte in den Wartesaal zweiter Klasse . . . und dort ist es auch so lieblich."

Die Gesellschaft wendete sich nach dem Ingenieur um, der für sich und Gesehne einen passenden Platz suchte.

Auf dem Perron der Nordwestbahn knirschten eilige Schritte. Jemand blieb vor dem Mitteleingang stehen, riß mit raschem Ruck die Thüre auf und blickte in den Saal.

"He . . . Nachtwächter! Zum Donnerwetter, wo

faulenzten Sie denn! Zur Glocke! Nummer Eins faßt schon in den Bahnhof herein!"

Der Nachtwächter sprang auf und eilte, bewaffnet mit seiner Laterne, rasch hinaus.

"Etwas Schinken und ein Glas Wein!" bestellte der Ingenieur bei dem bereit stehenden Kellner. "Und Du, Gesehne? Was wünschst Du?"

"Nichts."

"Geh! Geh! Kind. . . Etwas wirft Du genießen müssen."

"Also ein Glas heiße Limonade, damit Du zufrieden bist."

"Haben Sie gehört, Kellner?"

"Zu dienen, Herr!" . . . "Und was wünschen Sie, meine Dame?" wandte er sich an die Krämerfrau.

"Mir . . . na, mir bringen Sie schwarzen Kaffee und Butterbrot."

"Und mich fragen Sie garnicht?" machte sich der Soldat bemerkbar.

"Der Herr befehlen?"

"Was soll ich gleich Gutes bestellen? . . . Warten Sie . . . Unser Hauptmann will in der Kompagnie versuchsweise die Erbsuppe zum Frühstück einführen. Ich kann gleich einen Versuch ausstellen, wie sie schmeckt. Also eine Portion Erbsuppe! Verstanden? . . ."

"Die haben wir nicht. Wenn Sie wünschen . . . Fischsuppe, Brotsuppe, Bouillon mit Ei oder ohne . . ."

"Gut, also Bouillon. Wie die Herren Offiziere in der Menage . . . Bouillon, verstanden? Bouillon. Rechts um — kehrt Euch! Aber machen Sie, daß Sie schnell wieder da sind . . . Doch halt! . . ."

Warten Sie . . . Wieviel kostet eine Tasse Bouillon?"

"Fünfundzwanzig Kreuzer."

"Daß Dich . . .!! Trinken Sie sie selbst und bringen Sie mir für einen Fünfer Alasch und eine Semmel dazu."

(Schluß folgt.)



Die Entwicklung der neueren Pädagogik.

Von Friedrich Müller.

I.

Die Lösung der uns im Titel gestellten Aufgabe ist von vornherein dadurch erschwert, daß die Pädagogik als Wissenschaft, wie wir später selber sehen werden, noch lange nicht so weit ausgebildet ist, daß wir, wie auf anderen Wissensgebieten, nur eben gesicherte Ergebnisse kurz darlegen brauchen. Selbst die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung der pädagogischen Wissenschaft und Kunst befindet sich, trotz schöner Anläufe der jüngsten Zeit, immer noch in einem Anfangsstadium und insbesondere in einem Zustand schroffer Einseitigkeiten. Außerdem haben wir es hier immer mit Zweierlei zu thun, mit Praxis und Theorie: die eine der anderen bald innig angeschlossen, bald vorangehend, bald nachfolgend, und zwar größtentheils so, daß der alte Gewohnheitsglaube, die Theorie hinte immer der Praxis nach, vor der Geschichte der Pädagogik sich zurückziehen muß. Diese ist vielmehr, zumal in der neueren Zeit, gänzlich durchzogen von der Tragik, daß die prächtigsten Errungenschaften einer durchaus praktisch angelegten Theorie noch auf lange Zeiten hinaus ihrer Durchführung in der Wirklichkeit, beschränkt von allerlei über die Pädagogik hinausliegenden Verhältnissen, harren müssen; eine Tragik, der wohl nur die des durchschnittlichen Looses der für pädagogische Ideale sich Einsetzenden, zumal der reformatorisch Auftretenden, nahe kommt.

Aber nun wird die Schwierigkeit unserer Aufgabe noch durch einen Umstand erhöht, der uns zugleich mitten in den geschichtlichen Anfang unseres Gegenstandes hineinführt. Dieser Anfang, also der Stand der Pädagogik um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit, hauptsächlich im 16. Jahrhundert, ist wesentlich bestimmt durch den Kampf zweier Weltanschauungen und Kulturschichten, der „schwarzen“ und der „weißen“, der alten Kirche einerseits, mit dem Standpunkt außerhalb des Irdischen, mit dem Zusammenhalten ihrer Götter unter äußeren und inneren Geboten,

mit ihrem Festhalten an äußeren und inneren Ueberlieferungen — und dann der neuen sogenannten Aufklärung andererseits, mit ihrer möglichen Beschränkung auf die irdische Außenwelt, mit ihrer Begünstigung individueller Willkür, mit ihrer stolzen Freude an allen Neuanfängen. So sehr es heute im Bereich des sogenannten Liberalismus, der ja hauptsächlich die politische Form jener Aufklärung ist, zum guten Ton gehört, prüfungslos von vornherein für den eigenen Ursprungsboden Partei zu nehmen; und so sehr auch der gegenwärtige theoretische (weiliger schon der praktische) Betrieb der Pädagogik trotz aller hineingeschneiten Bibelfrömmigkeit jene „Aufklärung“ in einer mindestens ebenso voraussetzungsreichen Weise, wie seinerzeit die mittelalterliche Kirche das Ihrige betrieb, zu seiner Grundlage macht: so fühlt objektiv können wir doch historisch auf jene ersten Kämpfe zweier Welten zurückblicken.

Bis in die Zeit hinein, da große Entdeckungen und Erfindungen und schließlich der Kampf gegen Rom der europäischen Menschheit mindestens neue Lebensinhalte gaben, also bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts, hatte die katholische Kirche den größten Theil des Geisteslebens unserer Länder beherrscht. Längst war durch die von den Klöstern unterhaltenen Schulen, bald auch durch die Schulen an Bischöflichen (Domschulen) und an einzelnen geistlichen Stiften (Stiftschulen), eine leidliche Bildung verbreitet; der Lehrstoff war, nach Erlebigung des Elementarsten, der überkommene der sieben sogenannten freien Künste, beginnend mit drei mehr sprachlichen und begrifflichen Fächern (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und weitergeführt mit vier mehr realistischen Fächern (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik); der „Geist“ des Ganzen war der bekannte kirchliche. Die Bildungshöhe mag am besten der unserer Bürger- oder Mittelschulen entsprochen haben. Im elften und zwölften Jahrhundert entstanden einzelne hohe Schulen, unseren medizinischen und juristischen Fakultäten vergleichbar; vom dreizehnten Jahrhundert an wuchs eine reiche Zahl wirklicher Universitäten heran, zunächst hervorgegangen nicht, wie bis vor kurzem gemeint wurde, aus jenen kirchlichen Schulen, sondern aus einem freien Zusammentreten von Lehrern und Schülern, das sich bald in den damals auch sonst üblichen Formen des Kunstwesens befestigte und freilich auch bald unter kirchliche Oberhoheit kam; später erst wurden Universitäten durch kirchliche und weltliche Obrigkeiten „gegründet“, und noch später erst, als das moderne Staatswesen seine Entwicklung begann, wurden sie ebenso Staatsanstalten, wie die Pädagogik überhaupt aus einer kirchlichen eine staatsbürgerliche wurde. Unser heutiges Mittelglied zwischen unteren und höheren Schulen, die Gymnasien und übrigen „Vollanstalten“, fehlte damals ganz; nebenbei bemerkt, ein Umstand, der es verbietet, in unseren Gymnasien etwas Mittelalterliches zu sehen. Die Universitäten litten so unter der ungenügenden Vorbildung ihrer Schüler.

Schon haben wir gesehen, daß die Kirche bereits damals nicht Alles machte. Noch Mehr war es, was neben ihr wirkte. Garnicht zu gedenken der arabisch-mohammedanischen Kulturwelt, deren Schulwesen wohl noch besser bekannt werden muß, und die jedenfalls rein theoretisch, namentlich philosophisch und naturwissenschaftlich, unser damaliges Geistesleben beeinflusste: mitten in diesem war es vor allem die ritterliche Bildung, die eine weltliche Ergänzung der kirchlichen Geistesmacht bedeutete; und als seit dem 12. Jahrhundert die Städte mit ihrem Bürgerthum aufblühten, da wurde das Schulwesen durch die städtischen Schulen bereichert, die allerdings vorerst noch keinen wesentlich neuen pädagogischen Gehalt brachten, aber doch ein Vorbild unserer heutigen staatlichen oder gemeindlichen Elementarschulen waren und den auf lange hinaus recht merkwürdigen Typus des gering geschätzten Schulmeisters einbildeten.

Was nun die damalige Gelehrsamkeit zur Aufzeichnung, Begründung und Weiterbildung der tatsächlichen Verhältnisse that, ist bei der heute in weiten und maßgebenden Kreisen üblichen Ignoranz des Mittelalters (jener angeblichen „Zeitwüste“) nicht leicht zu überblicken und muß jedenfalls vor partieller Vernachlässigung bewahrt bleiben. Doch läßt sich

kurz wenigstens Folgendes über sie und über die in der damaligen Praxis vorhandenen, wenn auch vielfach gehemmten Bestrebungen sagen. Vor Allem galt durchaus der Standpunkt, nicht bloß zu lehren, sondern auch zu erziehen. Die Zusammenfügung der Pädagogik aus Erziehung und Unterricht war ein so festes Besitzthum der damaligen kirchlichen Kultur, wie es seither fast niemals wieder und jedenfalls nicht heute festgehalten worden ist; unsere einseitig verstandesmäßige und die Wissensmasse bevorzogene pädagogische Praxis ist, trotz der hinter ihr stehenden besseren Theorie, dagegen ein Rückschritt — für unsere moderne Kultur um so gefährlicher, als damit ihren Feinden Gelegenheit zum Angriff auf die Bildungshöhe unseres Schulwesens gegeben wird, an dem sich römische und preussische Bildungsfeinde gleich gerne betheiligen. Die Erziehungsideale der mittelalterlichen Pädagogik waren natürlich eben die der damaligen Zeit; dazu gehörte aber, daß nicht der äußere Mensch zugerichtet, sondern sein Innenleben so herangebildet werden sollte, wie es damals nöthig schien, noch weit entfernt sowohl von dem späteren jesuitischen Ideal, als auch von dem des bürgerlichen Menschen.

Weiterhin hatte die damalige Pädagogik einen lange nicht wieder einzuholenden Vortheil vor uns voraus: einen festen, anerkannten Lehrinhalt, eben den Bildungsgehalt jener Zeit, dem sie sich mit aller ungeborenen Objektivität hingeben konnte, die jener verhältnismäßig so einseitigen Zeit eigen war. Ihm galt das damalige Interesse so unmittelbar, wie dies kaum für eine spätere Zeit der Pädagogik gegenüber ihrem Bildungsinhalt der Fall war: erst nach dem Mittelalter wurde das Suchen der Bildung um eines anderweitigen Zweckes willen üblich. Ob darum jene Zeit es auch ebenso verstand, den Schüler unmittelbar mit dem direkten Interesse dafür zu erfüllen, mag zu bezweifeln sein; die Autorität der Kirche in ihren Schulen und die des Prügelns in anderen oder vielleicht allen Schulen des Mittelalters dürfte vermittelnd zwischen Schüler und Lehrstoff gestanden sein. Und jenes objektive Aufgehen im Bildungsgehalt hielt die Pädagogik fest an dem Inhalt ihrer Thätigkeit; die Form dieser Thätigkeit, das eigentliche Verfahren des Lehrens und Erziehens zu einer eigenen Kunst und Wissenschaft zu machen, womit erst das spezifische Gebiet der Pädagogik zu erschließen war, blieb einer viel späteren Zeit vorbehalten.

Mit jener Objektivität verband sich eine stille Sachlichkeit und Bescheidenheit, deren Rehrseite der Mangel an einem selbstständigen Neuschaffen bildete. Das Mittelalter „war mehr auf Formiren, als auf Reformiren bedacht und schrieb nicht, um die Zukunft zu gestalten, sondern um ihr das Denkwürdige der Vergangenheit und Gegenwart zum Erbe zu geben“ (Billmann). So baute es weiter auf Allem, was ihm von früheren Errungenschaften vorlag, schaffte schlecht und recht ohne Grübeleien und renomirte nicht mit großartigen Einfällen des Einzelnen oder einer einzelnen Richtung.

Und endlich: die Grundlage seines Wissens bildete nicht die von der heutigen Naturwissenschaft so reich erschlossene materielle, sondern die geistige Welt. Das Selbstständige, Aktive in dieser war eine Säule ihrer Philosophie, das Denken und Sprechen der vergangenen wie der damaligen Menschen über die Gegenstände des Wissens war ihr nächster Wissensinhalt. So drängte sich immer mehr, namentlich gegen das Ende jener Zeit, der Begriff vor den Gegenstand und das Wort über beide vor. Der „Verbalismus“, die Herrschaft des Wortes über die Sache, gegen den heute noch ein „Realismus“ einen allmählig siegreichen Kampf führt, wurde ebenso zu einem die Reform herausfordernden Schaden des ausgehenden Mittelalters, wie die grundsätzliche Achtung auf das Eigenleben der menschlichen Seele sein hoher und bald auf lange hinaus verlorener Vorzug war.

Von all' dem das Gegentheil bildete die prinzipiellen Züge der Pädagogik in den bald nach Beginn der „Neuzeit“ eintretenden Epochen. Galten dort Erziehung und Unterricht als ein zusammengehöriges Paar gleichwiegender Glieder, so wuchs jetzt der Unterricht und mit ihm die Verstandesbildung

über die Erziehung hinaus. So weit diese noch beachtet blieb, richtete sie sich mehr auf den äußeren als auf den inneren Menschen. Weiterhin war der neuen Zeit, die ja aus einer bewußten Ueberwindung des Mittelalters hervorgegangen, der feste Bildungsgehalt und damit der anerkannte Lehrinhalt abhanden gekommen; Neues, noch lange nicht festgewurzelt drängte sich herein und ließ die Einzelnen wählen, was ihnen gut schien; und weniger um seiner selbst willen reizte es zum Lehren und Lernen, sondern um anderweitiger Zwecke willen. Dadurch war aber eine Ausbildung der Form pädagogischer Thätigkeit erst recht nicht gewonnen; den Lehrer zu einem Künstler des Mittheilens zu machen und den Schüler mit unmittelbarem Interesse an dem Mitgetheilten zu erfüllen, lag noch in weiter Ferne. Um so lauter wurde das Ausrufen neuer Errungenschaften betrieben. Der Drang zum Reformiren und Neuschaffen loberte allenthalben auf, entlud sich zunächst in einem Kampf gegen alles Ueberlieferte, dann in einem kaum übersetzbaren Räsonniren, Reflektiren, Renommiren, das die Literatur jener Zeit größtentheils schwer genießbar macht, und nur wenig und spät in einem wirklichen Schaffen. Das Ernsteste bei all dem waren die neuen Inhalte und Interessen des Wissens: naturwissenschaftliche, geographische und andere sogenannt „realistische“ Gegenstände lenkten die Aufmerksamkeit auf sich und ab von den Gegenständen des geistigen Lebens, von Begriff, Wort und Schrift, von Grammatik, Rhetorik und Aehnlichem. Die „Sache“ wurde gegen das „Wort“ ausgespielt, die Außenwelt gegen die Innenwelt; und die damalige Philosophie half mit, das Eigenleben des Geistes geringer und seine passive Ausfüllung mit dem, was von außen einströmt, höher zu schätzen. Wirkliche pädagogische Errungenschaften ließen aber trotz all' dieses Getriebes noch recht lange auf sich warten; und die bekämpften Eigenthümlichkeiten des Mittelalters, nicht zuletzt seine rhetorischen Elemente, wirkten noch Generationen hindurch nach. Eine Hauptform seines Unterrichtsbetriebes, das Lesen gegebener Texte, die „lectio“, mag es nun die „Vorlesung“ des Universitätslehrers oder das Ablesen (und Memoriren) von Partien der Lehrbücher seitens der Elementarschüler sein, blieb bestehen und besteht, wie böse Zungen behaupten, noch heute.

Gilt es nun, Namen von Pädagogen und von pädagogischen Strömungen zu nennen, auf die sich all' das Gesagte bezieht, so werden wir uns hier für das Mittelalter am allerwenigsten mit Aufzählungen beschweren. Doch sei aus ihm die Klosterschule von St. Viktor zu Paris genannt, vertreten durch einige Philosophen des 12. Jahrhunderts, welche die encyclopädische Breite der damaligen Darstellungsart auch der Pädagogik zu Gute kommen ließen, und dann neben Aegidius Colonna um 1300 („Von der Lenkung der Fürsten“) Vincenz von Beauvais im 13. Jahrhundert, der abgesehen von ebenfalls üppiger encyclopädischer Arbeit eine Art „Prinzenführer“ schrieb, reich an pädagogischen Einsichten. Als Deutschlands erster Schriftsteller auf dem Gebiete der pädagogischen Theorie gilt Konrad Birschin, seit 1430 Stadtschreiber in Kilm; hervorgehoben sei seine Beachtung der seelischen Entwicklungen im Jüngling und seine Forderung, neben der durch die „freien Künste“ gegebenen allgemeinen und der auf den Universitäten zu holenden wissenschaftlichen Bildung auch noch in besonderen Fachschulen die im Leben erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zu bilden. Die vielleicht größte Wirksamkeit in jener Reformationszeit erlangte die „niederländische Bildungsschule“ der „Brüder des gemeinsamen Lebens“, seit Ende des 14. Jahrhunderts.

Wenn an den Beginn des neuzeitlichen Geisteslebens die deutschen Reformatoren gestellt werden, so ist dies auch für die Pädagogik wenigstens größtentheils richtig. Was Luther und sein spezifisch pädagogischer Helfer, der „Präzeptor“ Deutschlands: Melancthon, für eine Erneuerung des Schulwesens überhaupt, was dann im Speziellen Männer wie Camerarius und Bugenhagen mehr für das hohe, wie Neander und Trogendorf, vor allen aber der seiner Zeit weit voraussetzende Methobiler J. v. Sturm, mehr für das untere Schulwesen geleistet haben,

kannte hier nicht einzeln aufgeführt werden. Nur eines ist hier zu sagen nöthig. Seit dem 15. Jahrhundert hatte sich als ein eigenthümliches Trennungs- und doch wieder Bindeglied zwischen Mittelalter und Neuzeit der sogenannte Humanismus eingeschoben: das Streben nach einer Wiederaufnahme der Leistungen des Alterthums in Wort und Schrift, die ungetrübt sein sollte durch die bisher darüber gelagerte Schicht des Mittelalters. Dieses Streben hatte mit dem realistischen Gegensatz der Neuzeit gegen den „Verbalismus“ des Mittelalters kaum etwas gemein, erneuerte vielmehr diesen, ohne dies selber recht zu wissen. Die Reformation hinwider brauchte von vornherein nichts weniger als einen solchen Bundesgenossen, schloß ihn jedoch aus mehreren ebenfalls nicht durchgehends klar gewußten Gründen an sich. So entstand einerseits ein zusammengefaßtes Ideal einer „weisen und berebten Frömmigkeit“, vergleichbar dem heute neuesten preussischen Misch-Ideal eines „nationalen Humanismus“. Allein es hat uns eine große Schöpfung gebracht, das bis dahin fehlende Zwischenglied zwischen niederer und höchster Bildung, die Entlastung und Basis der Universität: das Gymnasium. Allerdings ging diese Schöpfung in späterer Zeit zugleich mit einem Sinken des Humanismus zurück und kam erst lange nachher mit dem Wiederaufblühen dieses auf seine uns bekannte Höhe. Die Universitäten wurden entsprechend reformirt, ohne doch inhaltlich auf genügend neue Bahnen zu kommen und darum von sonstigen Neueren lebhaft befehdet. So viel einst die Kirche für sie und umgekehrt bedeutete hatte, so viel begann jetzt der Staat für sie und umgekehrt zu bedeuten, allerdings nicht ohne Vermittelung der alten oder der neuen Kirche.

Die alte Kirche führte nun ihre „Gegenreformation“ auch auf pädagogischem Gebiete durch; die Vorkämpfer dieser Schulen waren auch hier die Jesuiten. Sie schufen ein Schulsystem und eine Erziehungs- und Unterrichtskunst, so geschlossen und virtuos ausgebildet, wie nicht bald eine pädagogische Schöpfung; sie lernten für ihr Schulwesen den Reformatoren das Brauchbare ab und wurden hinwider für später auch den Gegnern ein anerkanntes Muster. Für uns wohl am wichtigsten war ihre Kunst einer indirekten Erweckung des Interesses: vor allem ließen sie ihre Schulkinder durch den Ehrgeiz, nicht durch die Freude am Gegenstand selbst vorwärts kommen. Das ist — gar nicht zu reden von den kirchlichen Bestandtheilen — der Jesuitismus in der Pädagogik, nebeneinander anderen Bestrebungen zur Erweckung eines indirekten Interesses, z. B. der Zwangs- und insbesondere Prügelpädagogik, und mit solchen Bestrebungen zusammen entgegengesetzt einer Pädagogik, die durch Erweckung eines unmittelbaren Antheils am Gegenstand wirken will, also einer Pädagogik des direkten Interesses.

Daß es mit dieser noch sehr gute Weile hatte, wird uns ein Ueberblick über die Männer zeigen, die von jener Zeit ab als die hauptsächlichsten Vorkämpfer einer neuen Pädagogik aufgetreten sind, bis zu der Zeit, da nach langen und immer noch nicht genug spezifisch pädagogischen Versuchen die Praxis und Theorie unseres Gebietes sich ganz selbstständig entfaltet haben.

(Fortsetzung folgt.)



Tapeten-Druckmaschinen.

Von Fred Hood.

Die Anwendung von Druckmaschinen in der Tapetenfabrikation hat in den letzten Jahren einen großen Umfang angenommen. Man bedient sich der Maschinen überall, wo es sich um die Erzeugung großer Tapetenmassen geringer oder mittlerer Qualität handelt; denn so vollkommen die Maschinen auch gebaut sein mögen, so können sie doch nicht bei Herstellung besonders feiner, künstlerisch ausgeführter Muster die Handarbeit, unter Anwendung der üblichen Formen oder Model bezw. die einfachen mechanischen Modeldrucke erfassen.

Die modernen Druckmaschinen, die vorzüglich in England und Amerika entwickelt und zu großer Be-



Zwei Mütter. Skulptur von Heinrich Gpler.

deutung gebracht wurden, sind sämtlich für den Walzendruck konstruiert, und zwar derart, daß alle Farben bei einem Durchgang durch die Maschine aufgedruckt werden. Nur können aber bei diesem Verfahren, das die Herstellung sehr wohlfeiler Tapeten gestattet, naturgemäß nur Muster gedruckt werden, bei denen die Farben nicht übereinander stehen; auch muß das Muster derart beschaffen sein, daß nicht ein Zueinanderlaufen der Farben erfolgen kann, denn die mit der ersten Walze aufgedruckte Farbe ist, trotz aller Trockenmittel, immer noch feucht, wenn das Papier die zweite Walze passiert, und so fort. Es leuchtet ein, daß bei diesem Verfahren die Punkte, Striche und Flecke, aus denen sich das Muster zusammensetzt, nicht immer genau die Stellen treffen können, an welchen sie, dem Entwurf des Zeichners gemäß, sitzen sollen. Denn abgesehen von geringen Fehlern im Mechanismus selbst, fällt das Papier niemals völlig gleichmäßig aus; es dehnt und streckt sich bei jeder Befechtung. Daraus ergibt sich, daß die Muster nicht sehr korrekt ausfallen, zumal wenn eine größere Zahl von Farbwalzen zur Anwendung kommt. Trotzdem sind Walzdruckmaschinen mit 15 und 20 Druckwalzen nicht selten in Gebrauch, doch werden die auf die Maschinen hergestellten Tapeten, in Rücksicht auf die theuern Walzen, schon recht kostspielig. In der Regel kommen Holzwalzen mit erhabenen Formen zur Verwendung, doch werden auch Metallwalzen mit vertiefter Graphirung, insbesondere solche aus Kupfer oder einer Zinnlegirung hergestellt. Am gebräuchlichsten sind Druckwalzen von Birnbaumholz, welche mit einer zentrischen Durchbohrung versehen sind und auf einer Stahlspindel durch Mutterrauben befestigt werden. Die Linien, Punkte und Flächen des Musters werden durch Metallstifte oder gebogene Messingstreifen gebildet, welche um einige Millimeter aus der Walzenfläche hervortreten. Größere Flächen des Musters werden, um sie für die Farbe aufnahmefähiger zu machen und einen gleichmäßigen Druck zu erzielen, mit einem „Scheerhaarpolster“ versehen.

Eine typische Maschine dieser Art enthält so viel Druckwalzen als Farben zur Verwendung kommen sollen, ebenso viele Farbvorrichtungen, einen Mechanismus zur ununterbrochenen Führung des Papiers auf einer widerstandsfähigen, aber elastischen Unterlage und eine Trockenvorrichtung zum selbstthätigen Aufhängen der bedruckten, feuchten Tapeten. Das Papier bewegt sich an der ersten Druckwalze vorbei, um deren Muster aufzunehmen, passiert die zweite Walze und so fort, bis alle Farbtöne aufgetragen sind. Jeder Druckwalze wird die Farbe durch eine besondere Vorrichtung zugeführt, welche in der Regel aus einem über drei Rollen zugeführten Farbtuch „ohne Ende“ geschieht. Dieses Tuch, das eigentlich nur die Funktion hat, die Farbe gleichmäßig zu verteilen, nimmt den Farbstoff durch Verührung mit einer in einem Farbtröge rotirenden Walze auf. Damit die Farbe aber das Tuch nicht voll durchtränke und nicht zu ungleich und in zu großer Menge auf die Druckwalze übertragen werde, drückt das Tuch nach Verührung der Farbwalze gegen ein eisernes Lineal, das den Uberschuß der Farbe abzustreifen hat.

Die Druckunterlage, ein sehr wichtiges Organ der Maschine, wird durch den Druckzylinder gebildet, der in entgegengesetzter Richtung wie die Druckwalzen rotiert und der zugleich die Funktion übernimmt, das Papier vorwärts zu bewegen. Den Durchmesser des Zylinders bestimmt die zu verwendende Farbenzahl, also die Zahl der Druckwalzen, welche sich in gewissen Abständen an den Zylinder anschließen und das Papier gegen die Unterlage drücken. Der Zylinderdurchmesser schwankt zwischen 400 und 3000 Millimeter, sofern man Maschinen von 2 bis 24 Farben berücksichtigt. In der Regel wird die Mantelfläche des Zylinders, des leichteren Abbrechens wegen, von etwa fünf Millimeter starkem Zinnblech gebildet. Dieser Metallmantel wird mit einer elastischen Hülle umgeben, welche aus Kautschuk oder aus einer etwa zehn Millimeter dicken Schicht feinen Nesseltnuchs bestehen kann. Die Nachgiebigkeit dieser unelastischen Zylinderdecke wird aber häufig Ursache eines fehlerhaften Druckes, da bei dem verschieden starken

Anpressen der Druckwalzen eine Veränderung des Zylinderdurchmessers eintritt. Das ist auch bei fester Wickelung der Hülle unvermeidlich, während eine zu lockere Wickelung Faltenbildung verursacht. Eine Hauptbedingung zur Erzielung eines guten Druckes ist aber der korrekte Anschluß der Druckwalzen an das Papier, während sie über dasselbe hinwegrollen. Das ist nur zu erreichen, wenn die Walzen und der Zylinder die gleichmäßige Umlaufgeschwindigkeit haben, wobei auch ein Gleiten des Papiers leichter zu vermeiden ist. Wird dies außer Acht gelassen, so tritt ein Verschieben und infolgedessen ein Verwischen des frisch aufgedruckten Musters ein.

Man unterscheidet: Druckmaschinen mit Rapporträdern; mit Verbindungsrädern: Maschinen mit einem Rapportrad und Verbindungsrädern. Die beiden ersten Systeme sind älteren Ursprungs, während das dritte erst vor wenigen Jahren durch eine deutsche Gesellschaft eingeführt wurde. Es sei hier in Kurzem zur Erklärung des Prinzips eine Maschine mit Rapporträdern und eine solche mit Verbindungsrädern beschrieben. Bei beiden Maschinen wird der Druckzylinder durch ein Vorgelege mittelst verzahnter Räder in Umdrehung versetzt. Bei den Rapporträdernmaschinen sitzt auf der Achse außer dem Druckzylinder ein großes Zahnrad, das sogenannte Theilrad, in das die Rapporträder eingreifen. Jedes Rapportrad gehört zu einer Druckwalze; es ist auf der Achse derselben befestigt und bewirkt deren Umdrehung, unter Einwirkung des großen Theiltrades. Konstruktiv hat diese Maschine den Vorzug, daß sie korrekt arbeitet, aber die Schwierigkeit des Rapportwechsels und die durch Beschaffung einer großen Anzahl von Rapporträdern verschiedener Durchmesser und durch Einsetzen der Räder entstehenden hohen Kosten bilden einen großen Mangel dieses Systems.

Bei Maschinen mit Verbindungsrädern wird die Rotation der Druckwalzen durch den Zylinder bewirkt, gegen die sie mehr oder minder stark angepreßt werden; sie werden durch die bei Drehung des Zylinders entstehende Reibung zur Umdrehung gebracht. Ist die Reibung nicht groß genug, so werden die Walzen nicht mitgenommen, wobei naturgemäß ein guter Druck nicht erzielt werden kann. Um diese Unsicherheit zu beseitigen und die Fehler auszugleichen, werden die Druckwalzen untereinander verbunden, und zwar derart, daß je auf einer Druckwalzenachse ein Zahnrad sitzt und zwischen je zwei dieser Zahnräder ein drittes, das jede Walze mit der nächsten in Verbindung setzt, bezw. von dieser abhängig macht. Diese Konstruktion bewirkt einen Umlauf sämtlicher Walzen mit einer mittleren Geschwindigkeit, welche der Umlaufgeschwindigkeit des Zylinders ziemlich genau entspricht und die Erzielung einer guten marktägigen Waare ermöglicht. Natürlich hat man auch bei dieser Maschine stets darauf zu achten, daß die einzelnen Theile zusammenwirken, damit Fehler rechtzeitig ausgeglichen werden können. Bei dem von der deutschen Gesellschaft eingeführten System sind die Druckwalzen ebenfalls durch Zahnräder unter einander in Verbindung gebracht; es wird aber eines derselben durch Theil- und Rapportrad angetrieben. Diese Einrichtung hat den Vorzug, daß die Druckwalzen und Zylinder wieder in engem Zusammenhang stehen, und daß bei Aenderung des Rapports nur ein Rapportrad auszuwechseln ist.

Um ein tabellofes Mehrfarbennmuster zu erzielen, ist es erforderlich, die Druckwalzen unter einander richtig einzustellen und sie mit dem Druckzylinder in die rechte Beziehung zu bringen. Zu diesem Zwecke werden die Lager, auf denen die Walzenachsen ruhen, stets verstellbar eingerichtet, und es giebt sehr sinnreiche Vorrichtungen, die ein sehr korrektes Einstellen der Walzen gestatten.

Die Justirung der Druckwalzen geschieht unter Beachtung besonderer Strich-, Punkt- und Ringmarken, die auf den Walzenrändern angeordnet sind und beim Abdruck auf den Rand des Tapetenbandes gelangen. Bei richtiger Einstellung der Walzen treten diese Marken als einfache Reihen von Punkten usw. in die Erscheinung, da sich die Marken der verschiedenen Walzen, welche die Tapete zu passiren hat, einander decken. Sind die Walzen nicht richtig eingestellt,

oder weist der Mechanismus sonst einen Fehler auf, so tritt eine gegenseitige Verschiebung der Punkte oder Ringmarken ein, so daß diese in zwei oder mehrfacher Anordnung auf dem Tapetenrand sichtbar werden.

Um beim Nichtigstellen der bereits eingefärbten Walzen das Papier nicht in Verührung mit denselben zu bringen und ein Gleiten der Druckflächen zu verhindern, wird der Druckzylinder fast allgemein auf senkrecht verschiebbaren Lagern montirt, die mit Hilfe eines Hebels gehoben und wieder gesenkt werden können. Dadurch wird der Zylinder und das ihn umgebende Papier außer Verührung mit den Druckwalzen gesetzt. Derartige Zylinderlager sind schon 1843 einem gewissen Bissonet in Paris patentirt worden, doch haben sie seitdem mancherlei Verbesserungen erfahren. Diese Lager sind aber nicht anwendbar, wenn zahlreiche Farben zur Anwendung kommen, da die Druckwalzen dann über den ganzen Zylinderumfang vertheilt werden müssen, wodurch naturgemäß eine feste Lagerung des Zylinders bedingt wird. Anderenfalls würde man zu ganz ungewöhnlichen Zylinderdimensionen gelangen. Bei Vielfarbenmaschinen müssen daher die Druckwalzen mit Hilfe ihrer Lagerverstellvorrichtungen während der Justirung zeitweise entfernt werden. Auch die Farbtröge, in denen die Farbwalzen rotiren, können in horizontaler und vertikaler Lage verstellt werden, wodurch die Anspannung und die richtige Führung des Farbtuches erleichtert und eine gute Einfärbung der Druckwalzen gesichert wird.

Endlich ist noch an einem Beispiel zu erläutern, in welcher Weise das zu bedruckende Tapetenpapier den Walzen zugeführt wird, und in welcher Weise die fertige Tapete aus der Maschine hervortritt. Das Papier wird von einer um ihre Achse drehbaren Rolle abgewickelt und über Leitwalzen dem Druckzylinder zugeführt, und zwar derart, daß es um die untere Hälfte des Zylinders — zwischen diesem und den Druckwalzen — herumgeführt und dann nach einer hochliegenden Trommel geleitet wird. Diese Trommel hat die Tapete vom Zylinder hinwegzunehmen und der Hängevorrichtung zuzuführen. Einfache Hilfskonstruktionen gestatten, zu heftige Spannungen in der Papierbahn aufzuheben. Bei einer in einer deutschen Fabrik eingeführten Vorrichtung erfolgt der Abzug des Papiers von der Rolle nicht durch den Druckzylinder, sondern durch eine besondere Walze, welche eine ebenso große Papiermenge fördert, als die Druckmaschine zu verarbeiten vermag.

Wenn das Papier die letzte Druckwalze verlassen hat, so geht es über eine durch Transmissionen bewegte Rolle dem Trockenraum zu. Zu beiden Seiten der frei und in leichten Bogen hängenden Tapete bewegt sich je eine Kette ohne Ende, die in gewissen Abständen mit Hälchen versehen ist. Letztere haben die Funktion, von den auf einem Gestell ruhenden Stäben stets einen abzuheben, damit er das hängende Tapetenband auffange und weiterführe. Der Tapetenbogen hängt dann zickzackförmig zwischen den Ketten, und die einzelnen Stäbe haben ihn beim Transport durch den Trockenraum in regelmäßigen Abständen zu halten, damit die feuchten Flächen des Bogens sich nicht berühren. Schließlich werden die Stäbe durch die Ketten einer gebogenen Bahn zugeführt, auf welcher sie hinabgleiten und so gleichzeitig das Zusammenlegen des Bogens bewirken; hierauf erfolgt das Herausziehen der Stäbe. Das so zusammengelegte Tapetenband wird dann unter gleichzeitiger Glättung des Papiers auf Rollen gewickelt.

Die Leistung der Maschinen ist unabhängig von der Anzahl der Farben, da der Abdruck derselben bei einem Durchgang erfolgt; es ist dies ein wesentlicher Faktor zur Herstellung vielfarbiger und doch wohlfeiler Tapeten. Immerhin ist zu berücksichtigen, daß bei Vielfarbenmaschinen das richtige Einstellen der Walzen geraume Zeit in Anspruch nimmt. Im Uebrigen ist aber die Leistung nur von der Umlaufgeschwindigkeit des Papiers abhängig. Die durchschnittliche Leistung schwankt zwischen 230 und 250 Metern pro Stunde; für den Antrieb sind in der Regel nicht mehr als drei bis vier Pferdekräfte erforderlich.

Frau Kläre.

Novelle von Dorothee Goebeler.

Auf dem obersten Treppenabsatz blieb er noch einmal stehen und schöpfte Athem. Ein eigenthümlich bedrückendes Gefühl war plötzlich in ihm emporgestiegen — woher, wußte er selber kaum. Erst nach einigem Zögern zog er die elektrische Glocke. Ein junges Stubenmädchen mit tolettem Hamburger Häubchen öffnete: „Sie wünschen?“

„Frau Schubert zu Haus?“

„Ich werde nachsehen. Wen darf ich melden?“

„Mein Name ist Ruffell.“ Er reichte ihr eine Visitenkarte: „Fedor Ruffell.“

„Ah, das ist etwas Anderes.“ Sie trat einen Schritt zurück und stieß eine seitwärts gelegene hohe Klügelthür auf: „Wollen Sie bitte Platz nehmen? Die gnädige Frau wird sofort erscheinen.“

Er ließ sich in den weichen Polsterstuhl gleiten und sah sich um. Er befand sich in einem hohen, geräumigen Erkerzimmer; es war der Salon eines reichen Hauses, ausgestattet mit jener Eleganz, die alle modernen Salons auszeichnet, und doch wieder nicht ohne persönlichen Reiz. Die hohen Palmen, die aus dem Erkerfenster nickten, hüllten den Raum in eine grüne Dämmerung, und in der Art, wie die leichten Tische, Sessel und Sesselchen, Ständer und Stagedren zusammengedrückt und angeordnet waren, brach sich eine gewisse Phantasie aus. Die Bilder waren mit Geschmack gewählt. Statt der üblichen Landschaften und Watteaufiguren einige Kopien nach Böcklin, über dem Piano zwei Spangenberg'scher Zug des Todes und das Wiedersehen im Lande der Seligen.

Neben einem Divan stand ein maurisches Tischchen mit Büchern, gebundenen und ungebundenen, und allem Möglichen durcheinander. Ein paar Bände Marlit, ein paar Bände Neuter, daneben Hamerling's „Masver“, aber auch moderne Sachen: Höfen und Strindberg in kleinen Neclamheften, und ganz zu oberst Gabriele d'Annunzio's „Lusi“. Er bogte sich vor, um das Titelblatt zu betrachten: Eva, die Adam den Apfel vom Baume der Erkenntniß reicht. In demselben Augenblick erklang jedoch ein lechter Schritt, die Portiäre zum Nebenzimmer wurde aufgeschlagen und zwischen den Wänden erschien eine Dame, eine schöne Erscheinung, groß und schlank und vom prächtigsten Rothblond; mit liebenswürdigem Lächeln streckte sie ihm die Hand entgegen: „Also doch noch? Ich hatte schon vor heut' die Hoffnung aufgegeben.“

„Ich muß allerdings um Entschuldigung bitten,“ er folgte ihrer einladenden Bewegung und ließ sich neben ihr auf den Divan nieder — „mir schifferte aber ein Irrthum; statt in der Manifestation nach Steglitz fuhr ich mit dem Südring nach Friedensau.“

„Und da sind Sie dann wohl zu Fuß herüberkommen? Ach Gott, Sie Armer! Nun, jedenfalls seien Sie herzlich willkommen. Meinen Mann vermissen Sie allerdings nicht mehr.“

„Das kommt' ich mir leider denken. Herr Schubert schrieb ja, daß er um sechs Uhr wieder im Geschäft sein müßte. Ich hätte ihn gern begrüßt.“

„Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben. Denn natürlich sehen wir Sie doch sehr oft — ja, sehr oft — Sonntags sind Sie zu Tische bei uns. Wissen Sie wohl, was Ihr Mutterchen uns geschrieben hat? Wir sollen Sie in strenge Obhut nehmen... Hüten Sie sich, junger Mann!“ Sie wachte ihm mit dem Finger und lachte.

Er stimmte fröhlich ein: „O, was die Strenge betrifft — aber nein, im Ernst, Sie können sich garnicht denken, wie froh Mama ist, daß ich in der Fremden Stadt gleich Familienanschluß habe. Es ist auch wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen, mir so freundlich Ihr Haus zu öffnen, trotzdem Sie doch garnicht konnten.“

„O, ich bitte, jetzt aber kein Wort mehr, mein Mann hat mir so viel erzählt von Ihnen Allen, daß ich meine, ich hätte Sie schon längst gekannt.“

Aber nun sagen Sie erst mal, wie gefällt Ihnen Berlin? Ein bißchen anders, als Ihr liebes Bremen, nicht?“

„O ja — sehr anders. Es ist, als kommt man in eine völlig neue Welt. Alles ist so frisch, so lebendig. Es ist um Einen herum, wie ein unsichtbarer Chor, der immer dasselbe singt: Vorwärts, vorwärts! Bremen dagegen,“ er hielt inne und sah nachdenklich vor sich hin, „Bremen, sehen Sie — das ist wie ein Stückchen alte Zeit. Nicht bloß die Häuser, auch die Menschen, Alles so patriarchalisch... so... gefest und spießbürgerlich, und ja, und Alles — Kaufleute.“

„Das sagen Sie, der Sie selbst einer sind?“

Er schweig. Sie richtete sich lebhaft auf; in ihr bisher trotz aller Liebenswürdigkeit doch ziemlich gleichgültiges Gesicht kam plötzlich ein interessirter Zug: „Sie sind also nicht aus Neigung Kaufmann geworden?“

„Ach, lassen wir das!“

„Nein — lassen wir das nicht.“ Sie nahm seine Hand. „Wir wollen doch Freunde sein, nicht wahr? Da müssen Sie auch Vertrauen haben. Beichten Sie also!“

„Sie... Sie sind so liebenswürdig, wirklich so...“ er brach ab, eine glühende Verwirrung malte sich in seinem hübschen, noch stark knabenhaften Gesicht, dann warf er plötzlich den Kopf zurück: „Ich kann es Ihnen ja auch ruhig sagen — nein, ich bin nicht aus Neigung Kaufmann geworden, nur weil ich sollte, nur damit unsere alte Firma nicht in fremde Hände kommt; Onkel Fedor hat doch keine Kinder. Wenn es nach mir ginge...“

„Dann? Nein, jetzt müssen Sie mir Alles sagen. Also dann?“

„Dann...“ er drehte die Troddel des Sessels zwischen seinen Fingern; erst nach einer ganzen Weile sprach er weiter, erst zögernd, aber schließlich mit steigender Begeisterung: „Dann würde ich zur... zur Bühne gehen. Mein ganzes Sinnes und Fühlen steht nach der Bühne. Meine Seele ist so voll von Gestalten, die nach Leben schreien. O, ich weiß, ich hätte etwas erreicht... Ich habe auch gefallen damals... ich...“

„Sie sind schon aufgetreten? Wo denn? Als was? Das ist ja riesig interessant! Bitte, bitte, erzählen Sie weiter.“

„Ach, es war ja nur in einer... einer Disertanten-vorstellung im... Börsenklub. Ich... ich gab den Max, wissen Sie, Max Piccolomini im Wallenstein, und sie waren auch Alle so entzückt, und unser Regisseur vom Bremer Stadttheater sagte auch, daß ich Talent hätte...“

„Das glaube ich auch... ja gewiß... das glaube ich bestimmt. Man braucht Sie bloß zu hören. Sie mit Ihrem Feuer, Ihrer Begeisterung! Und eine prachtvolle Bühnenfigur haben Sie auch, so groß und elastisch... Und das Talent sollen Sie nun unterdrücken? Das wäre aber wirklich unverzeihlich. Was sagt denn die Frau Mama dazu?“

„Ach, Mama!“... Er seufzte tief auf. „Mama versteht mich nicht. Sie glaubt ja nicht an mich; und wenn sie an mich glaubte — ich bin seit Vaters Tode ja ganz und gar von seinem Bruder abhängig, und Onkel Fedor will...“

„Daß Sie dereinst mit Kaffee und Thee handeln, nicht wahr? Wissen Sie was? Wir werden Ihrem Onkel Fedor ein Schnippen schlagen. Wir üben zusammen. Sie studiren sich ein paar Rollen ein, recht schön, und im Winter kommen Sie mit in die Literarische Gesellschaft, da sind eine ganze Menge Theaterdirektoren, mit denen mache ich Sie bekannt. Nur schweigen müssen Sie, nichts Mutterchen ver-rathen, und auch nichts — meinem Mann; der ist nämlich auch so komisch darin, so ein... na ja, so ein richtiger Bremer.“ Sie lachte. „Wenn Sie dann erst Engagement haben und berühmt sind...“

„O, berühmt!“ Er war wieder völlig zaghaft geworden.

„Ja gewiß, berühmt! Sie werden es, glauben Sie mir, Sie werden es! Sie haben schon so etwas Geniales. Ich habe gerade darin einen scharfen Blick, in Ihnen steckt ein Künstler, ich ahne...“

„Lieber Himmel, ahnen Sie schon wieder mal?“

Sie schreckten Beide empor: in der Thür stand ein Herr im leichten hellen Sommeranzug; der Kneifer saß ihm auf der Nase. Als er Fedor erblickte, trat er näher und ließ das Pincenez fallen: „O Pardon, Sie haben Besuch? Ich glaubte, Ihr Gatte...“

„So — sehr weise!“ Sie erhob sich; der leichte Aerger, der eben über ihr Gesicht geslogen, machte einem belustigten Lächeln Platz: „Ist mein Mann um sechs Uhr noch zu Haus? Nein, aber nun erlauben Sie, daß ich vorstelle: Herr Doktor Sparmann, unser Hausfreund — Herr Fedor Ruffell, Erbe und bereinstiger Inhaber der Firma Ruffell in Bremen, derzeitiger Volontär bei Behrens & Co. hier, und meiner speziellen Obhut anempfohlen, also so eine Art — Pflege Sohn.“

„Ach!... Da gratulire ich.“

„Wem? Ihm oder mir?“

Der Doktor machte ein ernsthaftes Gesicht: „Beiden natürlich.“

Sie sah einen Augenblick prüfend zu ihm empor, dann wandte sie sich schmolgend ab: „Pfui, Sie sind nichtswürdig! Zur Strafe werden Sie sich in die Ecke setzen. Nein, bitte recht sehr, nicht hier an meine Seite, da drüben neben dem Klavier.“

„Immer Ihr Sklave, meine Theuerste. Muß ich auch noch die Wand ansehen?“

„Das wird von Ihrem ferneren Betragen abhängen, mein Herr! Vorläufig sollen Sie Pardon haben, weil Sie grade so gelegen kommen. Sagen Sie mal, der Direktor Schwarz... ist das nicht ein Bekannter von Ihnen?“

„Oberflächlich ja.“

„Ist er zugänglich?“

„Was nennen Sie zugänglich?“

„Was?... hm... Ich meine, ob er sich für Jemand interessiren ließe, der die Bühnenlaufbahn einschlagen will?“

„Bühnenlaufbahn?... Donnerwetter, wollen Sie Ihre schauspielerischen Talente jetzt auch einmal praktisch verwerthen?“

„Ein Gesicht will ich Ihnen machen, das will ich; augenblicklich drehen Sie sich nach der Wand.“

„Ich will ja aber ganz artig sein...“ er fastete die Hände und nahm die betrübte Miene eines zerknirschten Kindes an. Sie lachte auf: „Sie sind und bleiben derselbe Sünder, jetzt aber mal im Ernst gesprochen: Ich möchte Schwarz für einen Bekannten interessiren.“

„Ach so! das ist die Sache... Darf man auch fragen, für wen?“

„Fragen darf man... aber, ob... man Antwort erhält?“ Sie sah ihren jungen Nachbar an. „Nun, ich denke, mein lieber Herr Fedor — so darf ich Sie doch nennen, nicht wahr? — ich denke, wir können unseren alten Freund da ruhig in's Vertrauen ziehen. Also, Sparmann, ich habe die Ehre, Ihnen in Herrn Ruffell auch einen jungen Künstler vorzustellen — den König der Zukunft!“

„O, aber, gnädige Frau... Künstler?!...“

„Ja gewiß, Künstler!“ Sie winkte Fedor zu, und wandte sich wieder zu dem Doktor, der jetzt seinen Caplatz verlassen und sich bei ihnen am Tische niedergelassen hatte, „aber Sparmann — so tauro heißt schweigen; daß Sie nichts meinem Mann sagen, Sie wissen ja, er hat gar keinen Sinn für das Ideale.“

„Zu Ihrem größten Kummer!“

„Gewiß, zu meinem größten Kummer. Spotten Sie doch nicht schon wieder!“ Sie setzte eine gekränkte Miene auf. — „Wirklich, Sie können sich garnicht denken, wie es ist, wenn man so recht in Schönheit und Poesie versenkt ist und es kommen Einem die Anderen mit der größten Banalität dazwischen. Das wirkt wie eine kalte Douche...“

habe ich nicht Recht, Herr Fedor? Sie werden das auch wissen. Sehen Sie, so war es gestern Abend. Ich lese Hamerling's Masover, und wie ich an die Stelle komme von Nero's Gärten, da kann ich mich nicht mehr halten in meinem Entzücken und lese sie ihm vor, und wie ich so recht mitten drin bin, wissen Sie, es ist die wunderschöne Stelle:

In Nero's Gärten singt am Uferstrand,
Um stillen Aventin die Nachtigall
Ihr schönstes Lied. In Nero's Gärten blühen
Die Blumen wunderbar . . .

Na, und so weiter; wie ich also so recht mitten drin bin, was meinen Sie, was er sagt? So recht aus dem Plutz heraus fährt er mir dazwischen: „Glaubst Du wohl, daß es in Nero's Gärten auch schon — Flühe gegeben hat? . . . Ja, Sie lachen!“

Die beiden Herren lachten allerdings, trotzdem trat auf Augenblicke ein beinahe peinliches Schweigen ein. Der Doktor nahm zuerst die Unterhaltung wieder auf; er wandte sich nach dem Bücherstischen und nahm den obersten Band: „Haben Sie etwas Neues? Ach so, den d'Annunzio! Ekelhaftes Buch!“

„Ist es garnicht. Er schreibt interessant.“

„So?“

Sie sah ihn herausfordernd an: „Und vor allen Dingen schildert er Männer, Männer, die fühlen können. Dieser Held hier in ‚Lust‘, was liegt in dem für Masse! Welch' ein Ueberspringen aller Schranken, welche Leidenschaft, — wenn man so Einem mal begegnen könnte! Ach, zu wissen, daß es so Etwas giebt und selbst nur von Alltagsseelen umgeben sein!“

„Alltagsseelen! Sie sind lebenswürdig.“ Sparmann versuchte ein Aufachen, dann warf er das Buch mit einer heftigen Bewegung auf den Tisch: „Masse? Leidenschaft, Schmutz ist es. Dieses Wühlen im Erotischen. Ekelhaft! einfach ekelhaft! Sie sollten dergleichen garnicht lesen. Sie lesen viel zu viel davon.“

„Was sagen Sie dazu, Herr Fedor?“

Der junge Mann, der mit wachsendem Staunen dem Streite zugehört, fuhr leicht zusammen: „Ich . . .“

ich muß gestehen, daß mir das Urtheil fehlt, gnädige Frau . . . ich kenne den Dichter nicht.“

„Hören Sie mal, dann müssen Sie ihn aber kennen lernen. Ich borge ihnen seine Bücher, da, stecken Sie mal ‚Lust‘ gleich ein . . . hab' ich denn Zola's ‚Nana‘ nicht auch hier?“ Sie stand auf und wühlte zwischen den Büchern: „Nein, wenn hab' ich ‚Nana‘ gepumpt? Wissen Sie es nicht, Sparmann? Ah, warten Sie mal, hier kommt aber noch etwas Interessantes . . .“ Sie zog aus den zu unterst liegenden Zeitungen ein Packet grüner Hefte heraus. Der Doktor brach in ein schallendes Gelächter aus: „D'Annunzio, Zola und nun die ‚Psyche‘ . . . Ihr Steckenpferd darf natürlich nicht fehlen . . .“ Und zu Fedor gewandt, fügte er hinzu: „Frau Schubert ist nämlich Spiritistin!“

„Bin ich auch, Sie Spötter, Sie böshafter!“ Sie gab ihm mit den zusammengerollten Heften einen Backenstreich. „Herr Fedor, sehen Sie mich nicht an, als ob Sie mich für verrückt hielten.“

Der junge Mann erröthete wieder, ein verlegenes Lächeln suchte um seinen Mund: „Ja, aber . . . glauben . . . glauben Sie denn im Ernst daran?“

„Selbstverständlich glaub' ich daran. Muß man denn nicht daran glauben nach all' den wunderbaren Dingen, die passieren?“

„Ach, Sie haben schon so etwas erlebt?“

„Gott, erlebt, wissen Sie . . . erlebt . . . erlebt . . .“

„Frau Schubert ist ja sogar selber Medium.“

„Sparmann, Sie sind schändlich mit Ihrem Mken.“

„Sie sieht Geister und leidet an Ahnungen.“

„Pstii, nein — ich gehe sofort aus dem Zimmer.“

Sehen Sie, so macht er es immer, Herr Fedor; man kann kein vernünftiges Wort mit ihm reden, und dabei haben wir selbst schon zusammen spiritistische Sessungen gemacht.“

„Na ja . . . und so weiter, und so weiter, davon redet man wohl besser nicht.“

„So, und warum denn nicht? Der Tisch hat sich doch bewegt . . .“

„Ach ja, und meinen Schutzgeist haben Sie ja wohl auch? Dieß er nicht Abulgunde? Abulgunde von Schreckenstein?“

„Ja wohl . . . Abulgunde . . . Sie sind einfach ein Ekel! . . . Haben Sie selbst sich noch garnicht mit Spiritismus beschäftigt, Herr Fedor?“

„Gehört hab' ich eine ganze Menge, auch gelesen, aber . . . aber eigentlich lacht doch Alles darüber. Ja, wenn man sich mal überzeugen könnte, es müßte herrlich sein — den Beweis zu erhalten, daß der Tod kein Ende ist.“

„Nicht wahr, das finde ich auch. Gott, wenn ich meinen Mann für die Sache interessiren könnte, aber dem darf man ja mit so was nicht kommen.“

„Sehr vernünftig von ihm.“

„Sparmann, Sie legen es heute darauf an, mich zu reizen; wenn Sie nur ausgehalten hätten, wir hätten noch viel mehr erlebt in unseren Sessungen, eigentlich sollten wir wieder anfangen. Kinder . . . Sie richtete sich auf, „Kinder, das ist überhaupt ein gottvoller Einfall, das sollten wir wirklich thun, wenn Herr Fedor auch kommt, sind wir Drei.“

„Glauben Sie, daß Ihr Herr Gemahl damit sehr einverstanden ist?“

„Ach, den fragen wir einfach garnicht, die Sache geht famos . . . ganz famos. Nächsten Donnerstag ist mein Mann in der Loge, die Mädchen schicke ich auf Urlaub, dann sind wir von neun bis elf Uhr ganz entre nous . . . Sparmann, nicht den Kopf schütteln, Sie kommen. Damit basta! . . . Wollen Sie schon aufbrechen, Herr Fedor?“

„Ich denke, es wird wohl Zeit, gnädige Frau; ich habe Sie schon so lange aufgehalten.“

„Ach . . . aufgehalten . . . mich hält kein Mensch auf. Also hören Sie, nächsten Donnerstag Abend klingeln Sie Jeder dreimal, damit ich weiß, daß Sie es sind; einem Anderen mach' ich nicht auf.“

„Ja, wenn Sie's wirklich erlauben . . . auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Herr Fedor! . . . Und nichts verrathen!“ — — — (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Novemberabend.*

Novemberabend kühlt und feuchtet.

Die Ferne stirbt in Dämmerdunst.
Mit mattem Blinzeln nur durchleuchtet
Ein Stern die nebelsträube Lust.

Gedämpfte Glockenlaute beben
Weich summend über Stoppelfeld.
Aus Wiesen-Niederungen heben
Sich dunkle Massen in die Welt.

Ein alter Pflüger mit dem Pferde
Dieht müde heim; die Pfeife glimmt.
Vom Schäferhund untummelt, schwimmt
Mit Blöken dorwärts eine Heerde.

Mit qualmigdunkler Röthe säumt
Der Himmel sich. Großleuchtend taucht
Der Mond empor . . . Die Landschaft träumt —
Von Ruhsehnsucht überhaucht.

Bruno Wille.

Zwei Mütter. Die letzte Szene in einem wilden, verzweifelter Kampf um das nackte Leben: die steigende Fluth hat Mensch und Thier hinaufgetrieben auf die ragenden Spigen der Felsen, jetzt stoßen ein Weib, das ihr Kind im Arme hält, und eine Tigerin, die mit den Jungen im Munde herausklimmt, auf der äußersten Stufe zusammen. Die höher und höher schwellenden Fluthen treiben sie auf die Felsplatte — die aber bietet nicht Raum für die beiden „Mütter“. Der Kampf beginnt. Das Weib hat die Spitze zuerst erreicht, jetzt umflammt die Tigerin mit ihren gewaltigen Pranken den Fels und drängt mit dem Hinterkörper nach; zwei ihrer Jungen hat sie schon fallen lassen müssen, um mit der ungehinderten

Kraft das letzte wenigstens zu retten. Mit einem Schrei des Entsetzens setzt sich das starke Weib zur Wehr; fest stemmt sie ihren Fuß gegen den Felsvorsprung, mit aller Kraft sucht sie das Thier hinabzustößeln . . . Das Werk, das in diesem kraftvollen Aufbau in der Dresdener Kunstausstellung dieses Jahres die Aufmerksamkeit erregte, stammt von Heinrich Epler. —

Ein natürliches Orchester, wie es deren in Indien eine große Zahl giebt, schildert H. P. Blavatsky in ihrem Buche „In den Höhlen und Dschungeln Hindostans“, das auch in deutscher Uebersetzung vorliegt (Leipzig, B. Friedrich). Das Phänomen trat in den Bambusbüschen ein, als der Mond aufging. Unmittelbar vor seinem Erscheinen, als der Horizont merklich heller zu werden begann und das jenseitige Ufer einen milchfarbenen Schimmer annahm, erhob sich plötzlich ein Wind. Da vernahmen wir plötzlich in der allgemeinen Stille und dem tiefen Schweigen ein musikalisches Klingen, als wenn ein ganzes Orchester vor Aufführung eines großen Musikwerkes die Instrumente stümme. Rings um uns und über unseren Köpfen klang es wie vibrierende Violinen, mit Flötenklängen vermischt. Gleich darauf fuhr ein neuer Windstoß durch die Weiden, und die ganze Insel erklang wie von den Saiten Hundert von Aeolsharfen. All' dies verwandelte sich ganz plötzlich in eine wilde, nicht endenwollende Symphonie. Sie schwoll in den umliegenden Wäldern immer mächtiger an und erfüllte die ganze Luft mit unbeschreibbaren Melodien. Ernst und feierlich klangen ihre gezogenen Weisen; sie gleichen den Akkorden eines Trauermarsches, verwandelten sich dann in Trillertöne und starben mit einem langen Seufzer dahin. Sie hörten jedoch nicht völlig auf, sondern wurden neuerdings wieder lauter, erklangen wie Hunderte von silbernen Glöckchen und wechselten zwischen dem herzerreißenden Scheul einer Wölfin und den sich überfüllenden Akkorden einer lustigen Tarantella, zwischen den artikulirten Lauten menschlicher Stimmen und den vagen, majestätischen Akkorden eines Violoncellos, zwischen heiterem Kindergelächter und bitterlichem Weinen. Und alle diese Melodien wurden von allen Seiten von höhnendem Echo zurückgeworfen.

Nach einer kurzen Pause setzte das unsichtbare Orchester

mit erneuter Kraft wieder ein. Die Töne rollten und quollen in unaufhaltbaren und überwältigenden Wellen hervor. Wir hatten noch nie etwas Aehnliches gehört. Jetzt vereinen sich die mächtigen Töne, jetzt vertheilen sie sich im Raume, brechen ab, vermengen und vermischen sich, wie die phantastischen Melodien eines Fiebertraums, einer durch das Heulen und Pfeifen des Windes erzeugten Melodie . . .

Die Erklärung dieses natürlichen Orchesters aber ist in Folgendem zu suchen: Jedes einzelne der Rohre, deren es Tausende in der Umgebung gab, enthält ein natürliches Musikinstrument. Das Sirta-Gras und die Bambusbüsche beherbergen stets eine ganze Menge wisziger Käfer, die in die hohlen Stengel ganz bedeutende Löcher freissen. Die Käfer erklären die durch den Wind entstehenden Töne für göttliche Oraclesprüche und unterstützen diesen natürlichen Vorgang noch durch künstliche Mittel; sie verwandeln die Pflanzen in musikalische Instrumente. Sie erweitern je nach dem Umfange des Rohres die von den Käfern ausgefreffenen Löcher und geben ihnen bald eine runde, bald eine ovale Form. In ihrem gegenwärtigen Zustande kann man diese Rohre als die feinste Illustration der auf akustischen Gegebenheiten beruhenden Mechanik betrachten. Einige der ältesten von Musik handelnden Sanskritbücher beschreiben diese Gelege auf's Eingehendste und erwähnen manche Musikinstrumente, die heutzutage nicht nur ganz in Vergessenheit gerathen, sondern uns geradezu unverständlich sind. —

Hundert schreiben von einer Sache, welche Niemandem einig davon garnicht kennen, und Tausend sprechen nach, was Jene geschrieben, weil sie zu dumm oder zu faul zum Selbstdenken sind. Auf diese Weise entstehen öffentliche Meinungen. — W. L. Westcott.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus „Einfiedelkunst aus der Fiefernhalde“. Berlin, Schuster & Coeffler. —